

Der schweizerische Weg

Autor(en): **Aregger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme**

Band (Jahr): **12 (1955)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-783200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der schweizerische Weg

Hans Aregger

Das Schweizer Volk, sofern es so etwas überhaupt gibt (ausser in Festreden), zeichnet sich durch eine gehörige Dosis von Konservativismus aus. Ideen behagen ihm, wenn sie tief in der Geschichte wurzeln oder sonstwie Quellen entstammen, die seit Urgrossvaters Zeiten her rühmlich bekannt sind. An sich weniger chauvinistisch als andere Völker, huldigt es doch einem ausgesprochenen Lokalpatriotismus. Bindungen bestehen weniger zum ganzen Land, zum Bund, den man als etwas Vernünftiges hinnimmt aber nicht eigentlich liebt, als zu seiner Gemeinde, Stadt oder, schon schwächer, zum Kanton. Von der eigenen Ortschaft her bestehen ausgesprochen emotionale Beziehungen zu allem Baulichen; nicht ästhetische (dies gilt nur für einen kleinen Kreis), nicht materielle (das trifft für Mietshausfabrikanten und Banken zu), sondern eben Gefühlsbindungen, nicht bewusst gewählt, sondern mit dem Leben eingesogen. Das Volk, nennen wir die Gesamtheit aller so, die sich weder beruflich noch aus Neigung kritisch zum baulichen Geschehen stellen, vertritt einen recht bunten Geschmack, so bunt, wie das Leben selber ist. Das Haus, wo einer seine Jugendzeit verlebte, hält jeder hoch, gleichgültig, ob es sich an ein Kosthaus unseligen Angedenkens oder um ein stilechtes Bürgerhaus aus dem hohen Mittelalter handelt. Dieses Haus wird ihm, eingestanden oder nicht, zu einem Imago, zu einer seelischen Vorstellungskraft, die tiefer reicht als noch so wohlgemeinte Aufklärungsversuche über Architektur und Städtebau. Die dörflichen Stadterweiterungen aus den letzten Jahren sind durchaus legal; sie fallen einer Generation zu, die noch im Dorf aufgewachsen ist.

Man darf über solche Tatsachen nicht leicht hinweggehen, wenn man eine neue Idee zu Markte trägt. Das Volk ist konservativ aber nicht rückständig. Es ist gefühlsbetonter als es sich gibt, und es trennt sich nur ungern von einer gewohnten Erscheinung. Es gibt noch heute Zürcher, welche ihrer Tonhalle nachtrauern. Und es sind nicht einmal die schlechtesten.

Es ist schon ein erstaunliches Symptom, dass die Idee einer neuen Stadt nicht einfach verlacht oder als verrückt erklärt worden ist. Dass sich die junge Generation dafür begeistert, das hofft man um ihrer selbst willen. Dass sich jedoch auch die ältere Generation, die heute bestimmende, sich nicht einfach kopfschüttelnd abwendet, sondern zuhört, überlegt und gewillt ist, sich ernstlich mit dieser Idee auseinanderzusetzen, das eben ist ein erstaunliches Phänomen, ein Zeichen dafür, dass hinter dieser Idee mehr als nur ein netter Einfall, eine momentane Begeisterung stecken muss. Die Tatsache nämlich, dass unsere grossen Städte allmählich die emotionalen Bindungen zum Ersticken bringen. Sie sind nicht mehr wohnlich. Sie entsprechen unsern Vorstellungen von der Stadt nicht mehr.

Täuschen wir uns nicht, der Konservativismus ist ein zähes Tierchen. Ihm sind nicht sieben, ihm

sind siebenmal sieben Köpfe gewachsen. Seinem Hirn entspringt die Mär von organisch wachsenden Städten (dann wären nämlich die bestehenden gerechtfertigt), ihm mangelt die Tradition in neuen Städten (ohne die er das Leben für wurzellos hält), sein Einfall ist es, zu behaupten, den neuen Städten stünde unser klassischer Föderalismus entgegen (weil damit die Idee politisch gebodigt wäre) und ihm kommt das Hochhaus als eine störende, ausländische Erfindung vor (weil dann keine Ortschaft mehr dafür zu haben wäre). Nun, diese Einwände sind sachlich leicht zu widerlegen. Wir haben sogar geschichtliche Hochhäuser (wie jenes in Wolfenschiessen) und wenn wir die moderne Form des Hochhauses nicht erfunden haben, nun, die Eisenbahn, das Auto sind keine schweizerischen Erfindungen und wir benützen sie doch. Und wie steht es mit dem Föderalismus? Wo drohen ihm die eigentlichen Gefahren? Dort, wo sich bestehende Städte überproportional aufblähen, oder wenn sich in bisher weniger fortgeschrittenen Gebieten neue Besiedlungskerne bilden? Und was hat es mit der Tradition auf sich? Fragen wir doch den eben nach Zürich zugezogenen Handlanger aus Chur, ob ihm das Haus zum Rechberg viel bedeute? Er hat seine «Tradition» in Chur gelassen, und er zieht in eine «neue Stadt» als ob er in eine neue Stadt zöge.

Argumente sind da, um widerlegt oder bewiesen zu werden, Gefühle aber leben. Sie mögen kitschig, schön, tief, hohl, brutal oder zart sein; sie sind einfach da. Und, das müssen wir wissen, sie sind Worten kaum zugänglich. Aber, und das ist ihre Hinterhältigkeit, sie sind der Boden, auf dem Prinzipien gedeihen. Das ist so, weil es eben so ist.

Mehr als anderswo stellt sich bei uns jeder neuen Idee dieses «ceterum censeo» entgegen. Man mag für diese Haltung die Hochkonjunktur, die Satttheit, ein unergründliches Malaise oder eine sonstwie definierte Untugend verantwortlich machen, zutiefst ist es immer wieder die Scheu, etwas Vertrautes, Liebgewonnenes oder jedenfalls einfach durch die Ueberlieferung Gegebenes verlassen zu müssen. Die Erfahrungen sind entsprechend. Als man einmal im Ueberschwang fortschrittlicher Gefühle alte Stadtmauern abbrach, Altquartiere abräumte, Stadttore aus den Angeln hob und der Postkutsche die Pferde ausspannte, schon wuchs eine Generation nach, die ein vernichtendes Urteil fällte. Barbaren nannte man sie, welche der neuen Zeit die Türen öffnen wollten, geschmacklose Neureiche, fehlgegangene Pioniere. Und schon zog sich das Volk die Mütze über die Ohren, erfand den Heimatschutz und trachtete fortan darnach, Fabriken als Wohnhäuser zu verkleiden und auch sonst so zu tun, als habe sich nichts, aber auch gar nichts geändert. Im Städtebau jedenfalls; bis man vor die unangenehme Tatsache gestellt wird, dass diesen so organisch gewachsenen Städten Verkehrsprothesen und andere technische Zutaten eingelegt

werden müssen, falls sie auch künftighin funktionieren sollen.

Wie Max Frisch auf die Idee kam, ausgerechnet eine Landi-Stadt zu fordern, mag er selber wissen. Jedenfalls ist ihm damit gelungen, Feuer und Wasser zu mischen; dem Rationalen emotionales Getriebeöl einzuträufeln. Die Landi hat sich, zu recht oder unrecht, zur Vorstellung autochthoner Schöpferkraft verdichtet. Heimatstil, Eigenständigkeit, schweizerischer Blubo-Kult glaubt sich ebenso darauf berufen zu können, wie umgekehrt pionierhafte Forschung, industrielle Tüchtigkeit und aufgeschlossene Besiedlungsvorhaben. Hier lag, und darin ist Max Frisch in seiner Forderung nach einer Landi-Stadt ideell gerechtfertigt, eine echte Synthese zwischen gemüthhaftem Konservatismus und fortschrittlichem Rationalismus vor. In der Landi hatte sich Kopf und Herz der Schweiz vereinigt; das war ihr Erfolg.

Genau hier liegt das ureigentliche Problem der neuen Stadt. Rational gesehen stellt die neue Stadt oder — besser gesagt — neue Städte eine besiedlungstechnische Notwendigkeit dar, sowohl vom Städtebau als auch von der staatspolitischen Ebene her gesehen. Sehr bündig und abschliessend zu beweisen. Wohin mit der kommenden, vermehrten Bevölkerung, wenn nicht in neue Städte; im Wissen, dass die bestehenden schon heute technisch und siedlungshygienisch schwere Mängel und Fehlentwicklungen aufweisen. Man wird manche sanieren müssen, was nur durchführbar erscheint, wenn sie in der räumlichen Ausdehnung allmählich an Grenzen reichen, die nicht mehr übersprungen werden können. Auch erträgt unser Staat zu einseitige Bevölkerungs- und Wirtschaftskonzentrationen nicht. Das wissen wir aus der Geschichte, die eine lange Reihe von Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Land war; und das zeigen neueste Symptome. Man denke an die Initiative Chevallier. Was aber gewinnen wir mit neuen Städten, worin bereichern sie unser Leben, wo liegt ihr menschlicher Gehalt, ihre — sagen wir einmal — ethische Seite?

Dass sich die Architekten für die Idee der neuen Stadt begeistern, das war zu erwarten. Das legitimiert sie aber noch nicht, so wenig eine Blindarmoperation schon berechtigt wäre, nur weil sie den Aerzten als eine besonders «schöne Aufgabe» vorkommt. Die ästhetische Begründung an sich ist schwerwiegend, aber sie zündet nicht. Sie ruft die Vorstellung an, wo noch nichts die Vorstellung auszulösen vermag. Sie manifestiert sich erst im Werk. Wir glauben es wenigstens.

Wieder greifen wir auf die Broschüre von Max Frisch zurück (man entschuldige, wenn nur immer Max Frisch und nicht auch die Mitautoren zitiert werden; es geschieht der Einfachheit halber und weil nun einmal in erster Linie Frisch seinen Kopf dafür hat herhalten müssen): sie fordert die neue Stadt als eine Manifestation dafür, dass wir noch nicht vollends versimpelt seien, als Ausdruck unseres Lebens- und Existenzwillens. Sie fordert die Demokratie auf, den Nachweis zu erbringen, dass sie zu planen imstande ist und ruft uns zur Tat,

um unsern Kleinmut, das Pharisäertum in uns und die Bequemlichkeit zu überwinden. Sie will uns zwingen, Farbe zu bekennen.

Das ist sicher richtig. Wir wüßten, besonders im Städtebau, wo wir grosszügig sein sollten, und lassen uns von Einwendungen juristischer Natur noch so gerne beschwichtigen, es lasse sich da nichts ändern: Eigentums-garantie, Rechtsgleichheit, Niederlassungsfreiheit! Liegt die tiefe, innere Begründung der neuen Stadt auch wirklich da, im Ueberwinden rechtlicher Hindernisse, im Besiegen unserer eigenen Trägheit? Ist sie eine neue Religion: also gehet hin und tut etwas, damit ihr nicht wie abgestossene Früchte verfault? Ist sie eine neue Politik, eine neue Ideologie: Mieter aller Städte, bekämpft das Grundeigentum; dann bauen wir euch schönere Städte? Gewiss, es geht auch um Politik, um Recht, um Wirtschaft — und doch hier liegt nicht, was uns fesselt.

Wenn die neue Stadt gelingen soll, dann hat sie, wie die Landi, Synthese zwischen rationalen, nüchternen Begründungen und emotionalen Kräften zu sein, die letztlich im Menschlichen wurzeln. Wir bauen die Stadt nicht um des Experimentes willen, nicht aus abstrakten Ueberlegungen rechtlicher, wirtschaftlicher oder politischer Natur, auch nicht aus erzieherischen Gründen. Wir bauen sie nicht, weil uns die Architektur in bestehenden Städten nicht mehr gefällt (man wirft Städte nicht weg wie alte Kleider) oder weil uns der Verkehr über den Kopf wächst (man könnte ihn schliesslich über die Köpfe hinwegführen).

Sie soll nicht das Produkt der Kritik sein, Kritik an Bestehendem, die sowieso nicht hinreicht, weil sie selber unkritisch ist. Sie darf nicht aus dem Negativen herauswachsen; die Hölle gebiert höchstens Belzebuben.

Die neue Stadt soll Ausdruck dessen sein, dass wir an eine Weiterentwicklung glauben und sie bejahen. Wir brauchen mehr Wohnraum, mehr Arbeitsplätze, weil unser Volk wächst. Das ist keine Katastrophe (wieso sollte es eine sein?), sondern Aufgabe, die Entwicklung in gesunde Bahnen zu lenken. Der schweizerische Weg war nie ein schnelles Vordringen, sondern stets ein bedächtiges Vorgehen, im Schritt, gelegentlich ein Schritt zurück, dann wieder zwei vorwärts, im Gesamten aber doch vorwärts. Was jammern wir über unsere unwohnlichen Städte? Bauen wir behaglichere. Was werfen wir die Hände über den Zerfall der Gesellschaft? Geben wir ihr doch die Möglichkeit, sich in zeitgemässen, überschaubaren und politisch für jeden erkennbaren Siedlungen neu zu formieren. Was stöhnen wir über die Gefährdung der Großstadt? Geben wir den Menschen Gelegenheit, wieder in kleinern Städten zu wohnen; nicht in langweiligen Provinzstädten, sondern in lebendigen, modernen Städten, die nicht Dörfer sein wollen ohne es zu sein. Was reden wir da von der Entfremdung des Menschen von der Natur? Bringen wir die Natur in die Städte zurück, als selbstverständlicher Bestandteil und nicht als eingefriedigte Naturreservate. Wieso reden wir vom Ungleichgewicht in unserem Land, ohne auch nur einen Finger zu rühren,

etwas dagegen zu tun? Schaffen wir doch die Voraussetzungen, damit sich die Bevölkerung besser verteilen kann. Schaffen wir mit neuen Städten den nötigen Ausgleich zwischen Stadt und Land, ohne den Städter zum Pseudobauern und den Bauern zum Niederdorfstädter werden zu lassen. Kurzum, bauen wir das neue Haus, bevor die Kinder im Keller oder in der Mansarde nächtigen müssen.

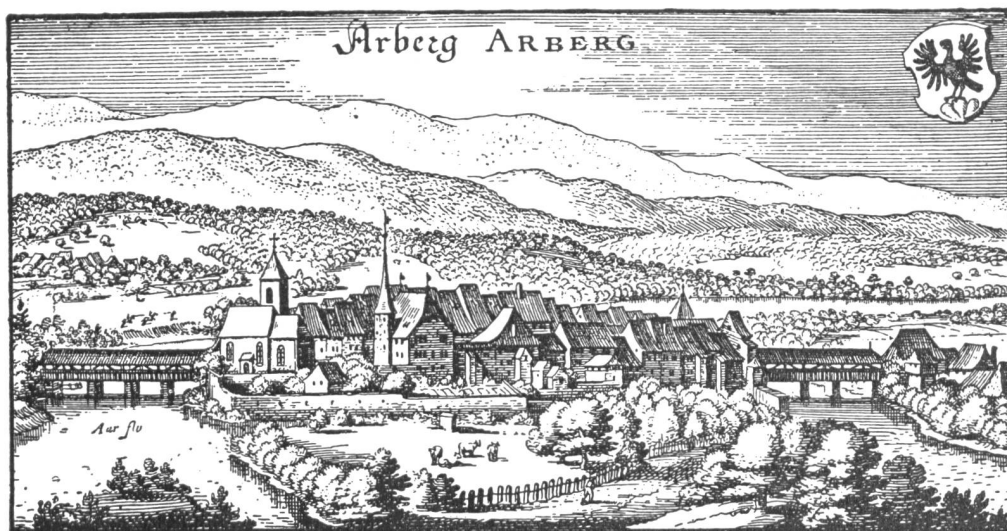
Der schweizerische Weg geht über das Volk; das ist gut so. Er ist durch den Rahmen der Gesetze vorgezeichnet. Die Ausrede, es fehle an gesetzlichen Grundlagen, hält nicht stand. Entweder sie fehlen, und dann werden sie bestimmt geschaffen, wenn die Idee trägt; oder sie genügen, sind aber vielleicht unbequem, dann gehen wir den unbequemern Weg. Den allzu Konservativen ist zu sagen, dass ihnen die Verantwortung zufallen wird, wenn in bestehenden Städten immer mehr Menschen ihr Leben dem Moloch Verkehr opfern müssen; dass sie dafür gezeichnet werden, wenn die bestehenden Städte durch monströse Verkehrsanlagen verunstaltet werden müssen, nur weil man sie hat grösser werden lassen. Den allzu Fortschrittlichen aber, die auf jede Tradition pfeifen, denen mag in Erinnerung gerufen sein, dass sie ohne Tradition nichts, aber auch gar nichts wären, Höhlenbewohner, die auf dem Bärenfell darüber nachdenken könnten, warum das elektrische Licht noch nicht erfunden sei.

Wir wollen uns wieder freuen können, auf ein Werk, das in unserer Zeit durch die Entwicklung nötig wurde. Sprechen wir nicht länger vom beängstigenden Anwachsen des Verkehrs, von Vermassung, von Landflucht, von Verstädterung und wie die Unkenrufe alle heissen. Regeln wir die Dinge, sie liegen ja in unserer Macht, wir müssen es nur merken. Wir möchten nicht auf einen städtebau-

lichen Napoleon warten müssen, der für uns, weil wir unfähig waren, die Dinge neu regelt. Auch möchten wir nicht erleben, dass das politische Leben, worin ja gerade der Kleinstaat sich erfüllt, im Häusermeer unüberschaubarer Städte ersticken muss. Symptome sind da. Man begegnet ihnen aber nicht in frommen Ermahnungen und Bussenzetteln.

Lassen wir ruhig das Gefühl mitreden. Es gehört zum Menschen wie das Korn zum Brot. Nicht wie neue Städte aussehen werden, ist entscheidend, sondern wessen Geistes sie sind. Und nicht, weil sie vielleicht auch Hochhäuser aufweisen mögen, wären sie unschweizerisch, sondern erst, wenn sie ein Regierungsbeauftragter verwalten müsste, weil uns inzwischen die Pflicht entfallen wäre, selber die Dinge und sie rechtzeitig an Hand zu nehmen.

Der schweizerische Weg ist kein besonderer Weg. Er geht von der politischen Selbstverantwortung aus und endet eben dort. Wesentlich ist, dass wir die Maßstäbe erkennen. Für weniger Wichtiges vergeuden wir eine Menge Zeit. Wir begutachten etwa ein Hochhaus in Nähe eines Schlosses, weil man seinerzeit vergass, das Schloss zu begutachten, sonst stände es sicher nicht da. Wir verbieten Flachdächer, weil sie das Landschaftsbild störten. Giebeldächer tun das scheinbar nicht. Eine etwas alt gewordene Tanne, an einer Stelle, wo sie nur stören mag, erfreut sich allseitigen Schutzes (als würden fürderhin keine Tannen mehr alt werden). Es ist in Ordnung Gutes (nicht einfach das Alte) zu pflegen und zu erhalten. Wichtiger ist jedoch zu wissen, wie es weiter gehen soll, denn davon hängt nun wirklich sehr viel ab. Wenden wir uns dem Wichtigsten zu (ohne das andere zu vernachlässigen). Und dieses Wichtige heisst: Wie soll die Schweiz in zehn, in zwanzig, in fünfzig Jahren aussehen? Auf diese Frage wird jetzt die Antwort fällig.



Aarberg: Gesamtansicht nach Merian 1642.

So wie uns diese mittelalterliche Siedlung noch heute als Stadt ihrer Zeit erscheint, müssten neue Städte den Stadtgedanken unserer Zeit gültig verkörpern.